

Erkundungen alter und neuer Kathedralen

Inge Kirsner

Zusammenfassung

Auf dem Hintergrund der Erfahrung christlicher Kathedralen lassen sich heute zahlreiche ‚weltliche Kathedralen‘ identifizieren. Mit dem Auto, in Wellness- und Sportcentern, Computerwelten und im Kino können Erfahrungen gemacht werden, wie sie auch in einer Kirche möglich sind: Intimität und gleichzeitig die Öffnung für andere Welten; starke körperliche Wahrnehmungen; das Teilhaben an Lebensgeschichten und Weisheitsworten; die Visualisierung großer Hoffnungen. Den weltlichen wie den christlichen Kathedralen als Erfahrungsorten wird in diesem Artikel nachgegangen.

1. Einstimmung

Das Christentum ist eine Mediengeschichte¹. Am Anfang das gesprochene Wort, das schreibselige Jünger Jesu vor dem Verfliegen bewahrten. Danach konnte – dank eines gut funktionierenden römischen Postsystems – der Medienprofi Paulus eine Organisation schaffen, die sich über zweitausend Jahre halten konnte. In ihrer Hoch-Zeit hat sie mit der Kathedrale, die Fensterlichtspiele, Musikklänge, Worte, liturgische Tanzschritte und – bis heute cyber-technisch unerreicht – Gerüche zu einem hochkomplexen Erlebnis integrierte, die Idee des Multimedialen ins Werk gesetzt.

Dieses Multimedium und seine Nachfolger sollen im Folgenden genauer betrachtet werden.

– Literarisch

In einer Kurzgeschichte von Raymond Carver mit dem Titel „Kathedrale“ bittet ein Blinder den Ich-Erzähler, ihm eine solche zu beschreiben, da er „keine klare Vorstellung“ davon habe, wie eine Kathedrale aussieht.

Dieser lehnt seine Worte an das an, was er in dem gerade im Fernsehen laufenden Dokumentarfilm über Kathedralen sieht:

„Erst einmal sind sie sehr groß... Sie reichen weit rauf. Hoch und höher. Bis zum Himmel...“ Während er noch spricht, merkt er, dass alle diese Worte den Blinden nicht wirklich erreichen. Er setzt noch einmal an: „In den alten Zeiten damals, als sie Kathedralen gebaut haben, wollten die Menschen näher bei Gott sein. In den alten Zeiten damals war Gott ein wichtiger Teil im Leben jedes Menschen. Du könntest das daran sehen, wie sie ihre Kathedralen gebaut haben...“ Wieder bricht er ab und entschuldigt sich: „Tut mir Leid, ... aber es sieht so aus, als ob ich's dir nicht besser beschreiben kann. Ich bin nicht gut darin.“

Der Blinde fragt ihn, ob er irgendwie religiös sei? Er glaube nicht, antwortet der Erzähler; er glaube an nichts, auch Kathedralen bedeuteten ihm nichts: „Nichts. Kathedralen. Sie sind etwas, was man sich spätabends im Fernsehen anguckt. Das ist alles, was sie sind.“

Nun bittet der Blinde den Erzähler, einen Kugelschreiber und einen Bogen dickes Papier zu holen. Dann hockt er sich neben ihn auf den Boden des Wohnzimmers, schließt seine Hand über dessen Hand mit dem Kugelschreiber und sagt: „Zeichne. Du wirst sehen. Ich folge dir. Es wird schon gehen. Fang jetzt einfach an, wie ich dir sage. Du wirst sehen. Zeichne...“

Und sie fangen an. Es entsteht zunächst nur ein Haus mit einem Dach, doch dann kommen auch spitze Türme, Bögen, Strebebögen und riesige Türen hin-

¹ Siehe dazu in vielfältiger Weise *Jochen Hörisch* z. B. in: Gott, Geld, Medien. Studien zur Medialität der Welt, Frankfurt/M. 2004; hier folge ich seinen Gedanken in: Medien und Religion, in: *Hans-Martin Gutmann / Cathrin Gutwald (Hg.)*, Religiöse Wellness. Seelenheil heute, München 2005, 135–147, 144.

zu. „Machst du gut“, sagt der blinde Mann zum Zeichner. „Du hast nicht geglaubt, dass du es könntest. Aber du kannst es, siehst du? ...

Noch eine Minute, und wir haben hier wirklich was...

Jetzt tu ein paar Leute rein. Was ist eine Kathedrale ohne Leute drin?“

Dann bittet er den Zeichner, die Augen zu schließen und mit ihm weiterzuzeichnen.

„Ich glaub, jetzt hast Du's“, sagt der Blinde nach einer Weile. „Nun sieh es dir an...“

Aber dieser hält die Augen geschlossen. Denn, so lauten die letzten Sätze des Erzählers, „...ich war in meinem Haus. Das wusste ich. Aber es fühlte sich nicht so an, als wäre ich irgendwo drinnen.

„Das ist wirklich was“, sagte ich.“

Was das genau ist, worin sich der Erzähler da befindet – Carver lässt mit solchen Spekulationen alleine. Vielleicht könnte man den Raum, in dem er sich sowohl drinnen als auch draußen fühlt, als eine Art ‚innerer Kathedrale‘ bezeichnen. Hier ist er gleichzeitig außer sich und ganz bei sich – wie das in einer Ekstase geschieht.

Der Blinde macht mit dem Sehenden eine Seh- und eine Glaubensschulung. Der namenlos bleibende Erzähler erkennt am Ende, was eine Kathedrale ist. Und er erkennt in dem anderen schließlich mehr als den „blind man“, wie er ihn die ganze Erzählung über nennt. Sie werden eine Hand, ein Auge und für kurze Zeit ein Ich. Es ist, als wäre der Erzähler erst durch diese Verbindung bei sich zu Hause, als Erwachsener, Mensch Gewordener.

Wir sehen einer Menschwerdung zu, und vollbracht hat dies einer, der, selbst blind, einen Sehenden das Sehen lehrt, das Erkennen bedeutet. „Du wirst sehen...“ dieser Verheißung folgend machen wir uns auf die Suche nach Möglichkeiten für eine Gemeindepädagogik, die etwas macht, was Carver in seiner

Auf dem Weg vom Sehen zum Erkennen

Erzählung nachzeichnet. Auf dem Weg der Erfahrung nimmt sie Menschen mit auf eine Reise, die sie mit sich selbst bekannt macht und die den Menschen öffnet für die anderen („Tu ein paar Leute rein!“, fordert der Blinde den Zeichner auf) und möglicherweise für Gott. Dieser sei früher wichtig gewesen für die Menschen, sagt der Erzähler; dies werde offenkundig an der Art, wie sie die Kathedralen gebaut hätten.

Was für Kathedralen heute gebaut werden – die Vorschläge reichen vom Automobil² über das Wellness-Center³ und den Computer⁴ bis zum Kino⁵ – zeigt, was den Menschen heute wichtig ist. Aber ausgeschlossen ist es keineswegs, dass es auch in diesen modernen Kathedralen zu einer Erfahrung kommen kann, die – wie in Carvers Erzählung – einer Erleuchtung gleicht.

² Roland Barthes: *Mythen des Alltags*, Frankfurt/Main 1957, neu aufgelegt bei Suhrkamp 2008.

³ Kritisch dazu: Hans-Martin Gutmann / Cathrin Gutwald, *Religiöse Wellness. Seelenheil heute*, München 2005.

⁴ Volker Demuth: *Topische Ästhetik*, Würzburg 2002, 134–174.

⁵ Inge Kirsner / Thomas H. Böhm: *Wo finden wir die blaue Fee? Spiritualität im Film*, Münster-schwarzach 2008, 46–57.

Zunächst einige Schlaglichter:

2. Spots:

– Das Auto als Kathedrale

„Ich glaube, dass das Auto heute das genaue Äquivalent der großen gotischen Kathedralen ist. Ich meine damit: eine große Schöpfung der Epoche, die mit Leidenschaft (...) erdacht wurde und die in ihrem Bild, wenn nicht überhaupt im Gebrauch von einem ganzen Volk benutzt wird, das sich in ihr ein magisches Objekt zurüstet und aneignet“, schreibt Roland Barthes 1957. Auch heute ist in der Architektur schnell von Kathedralen die Rede, sei es bei Museen, Konzertsälen oder neuen Fußballstadien. Dem Auto aber gilt, jetzt wie vor fünfzig Jahren, der wahre Kult: Fast jeder hat eins, viele reden darüber, und nicht wenige beten es an. Die Deutschen etwa geben für ihren fahrbaren Untersatz, im Schwabenland auch „Heilig's Blechle“ genannt, mehr Geld aus als fürs Essen.

Die fahrbaren Kathedralen bringen ihre Pilger von A nach B. Der Weg ist ihr Ziel: die Strasse. Doch seit einiger Zeit werden dem Auto selbst neue Kultstätten errichtet, heilige Orte zur Anbetung des Rades. „Carchitecture“ wird die Fusion von Autoindustrie und Architekturbranche bereits genannt. Automobilfirmen lancieren großartige Projekte internationaler Stararchitekten. So entstehen Museen, die den Fahrzeugen huldigen, und „Erlebnisswelten“, in denen das Abholen eines Neuwagens zum feierlichen Ereignis hochstilisiert wird.

Was das Auto vom Effekt her vereint mit einer Kathedrale, zeigt ein Werbespot: In einem heißen staubigen Land voller Menschen und Lärm steigt der Autobesitzer in seine Kiste ein – er macht die Tür zu, alles ist still. Er entspannt sich, macht sich gedämpfte Musik an – und ist in einer anderen Welt, das Draußen wird Kulisse...

– Das Wellness-Center als Kathedrale

Als „Eine Kathedrale für den Körper“ wird die von dem bisher für seine Kirchen und öffentlichen Gebäude berühmten Schweizer Stararchitekten Mario Botta geschaffene Wohlfühl-Oase „Tschuggen Grand Hotel“ bezeichnet (SZ vom 13.12.07).

– Der Computer als Kathedrale

Als „Licht- und Soundmedium“ betrachtet, übernimmt der Computer heute Funktionen, die früher die Kathedralen innehatten. Hier kreuzen sich Öffentlichkeit und Intimität, Teilhabe und Kommunikation, vollendet sich die Schaffung einer zweiten Schöpfung aus Licht, wie sie damals Abt Suger bei der Vision seiner Kathedrale Saint Denis vorschwebte.

– Das Kino als Kathedrale

Optisch ähneln aber stärker der Konzertsaal, das Operngebäude, der Kunsttempel und der Kultort Kino einer Kathedrale. Letzterer ist, neben aller Möglichkeit der Ekstasis-Erfahrung, ein „demokratischer Ort“, der bei aller Totalität alle gleichermaßen teilhaben lässt am verkündeten Wort und Bild.

3. Die Kathedrale

Als Wanderer zwischen den Welten, als Milieuproblemlöser können sich Gemeindepädagoginnen und -pädagogen definieren und betätigen. Sie sind in der Kirche zuhause, zugleich aber auch an kirchlichen Orten, die multifunktional bestimmt sein können und immer wieder zu Kirche werden. Sie können mit unterschiedlichen Gruppen, mit Jugendlichen wie mit Erwachsenen, Orte aufsuchen, die nichts mit Kirche zu tun zu haben scheinen und Strukturanalogien sinnlich erfahrbar machen.

Vielleicht empfiehlt sich hier ein Weg, wie ihn Alain de Botton in seinem neuen Buch „Glück und Architektur“ vorstellt. Er geht darin einer der wichtigsten Beziehungen in unserem Leben nach: der dritten uns umgebenden Haut der Gebäude und Orte, in denen wir leben.

Das Zuhause ist dabei der Ort, den wir als Freistätte für die Kräftigung unserer geistigen Verfassung benötigen. Orte, an denen wir uns zuhause fühlen, brauchen wir, um „uns zu wünschenswerten Versionen unserer selbst auszurichten und jene so wichtigen, doch flüchtigen Seiten in uns am Leben erhalten zu können“⁶.

Wie sehr die Umgebung das Denken und Empfinden prägt, erfährt de Botton während eines Ortswechsels in London. Ein Regenschauer veranlasst ihn, Unterschlupf in einem Rauchglas- und Granithochhaus zu suchen: der Westminster-Filiale von McDonalds. Angesichts des konzentrierten Kauens der Menschen, die meist allein darin sitzen, und der aus dem Gebäude erwachsenden Beklemmung erscheinen ihm alle möglichen Gedanken absurd: etwa dass Menschen sich jemals großzügig zeigen, ohne eine Belohnung dafür zu erhoffen; dass Beziehungen manchmal auch ernst gemeint sind; dass das Leben lebenswert sein könnte...

Fluchtartig verlässt er den Ort der Einsamkeit und der Sinnlosigkeit einer Existenz, gegen die nur Essen hilft. Und steht der imposanten Kontur der Kathedrale von Westminster gegenüber.

Er tritt ein in die ungeheure Halle, die zunächst in pechschwarze Dunkelheit gehüllt scheint. Tausend Votivkerzen funkeln ihn an, werfen goldene Schatten über Mosaik- und gemauerte Kreuzwegbilder. Es riecht nach Weihrauch, Gebete werden gemurmelt. Von der Decke des Mittelschiffs hängt ein zehn Meter großes Kreuz herab.

Pietät und Stille dämpfen den Lärm der äußeren Welt. Die Besucher flüstern, als wären sie in einem kollektiven Traum gefangen, aus dem sie nicht wieder auftauchen wollen. Die Anonymität draußen weicht hier drinnen einer eigenartigen Intimität. Alles Ernsthaftige in der menschlichen Natur scheint in den Vordergrund gekehrt zu werden: Gedanken an Endliches und die Unendlichkeit, an Machtlosigkeit und Erhabenheit.

⁶ Alain de Botton: Glück und Architektur. Von der Kunst, daheim zu Hause zu sein, Frankfurt/Main 2008, 107.

Nach zehn Minuten in der Kathedrale wirken eine Vielzahl von Ideen vernünftig, die draußen undenkbar gewesen wären; dass der Gottessohn Jesus einst über den See Genesareth gewandelt ist oder dass jederzeit ein Engel aus den dichten Kumuluswolken Londons herabsteigen und durch ein Fenster im Mittelschiff eindringen könnte, um mit goldener Trompete zu blasen und auf Latein ein himmlisches Ereignis anzukündigen:

„Ideen, die nur vierzig Meter weiter – angesichts riesiger Frittierölbannen... – irrsinnig geklungen hätten, wirkten allein durch die Architektur plötzlich erhaben und bedeutsam“⁷.

Kathedralen wecken ein seltsames und peinliches Verlangen, das sich nur schwer mit dem allgemeinen praktischen Säkularismus verträgt: Auf die Knie zu fallen und einen Gott anzubeten, der ebenso mächtig und erhaben ist, wie wir selbst uns klein und unbedeutend fühlen. Die Erbauer der Kathedrale hatten genau auf eine solche Preisgabe unserer Selbständigkeit gezielt: Sinn und Zweck dieser paradiesischen Wände und filigranen Decken ist es ja, selbst für nüchterne Herzen metaphysische Regungen nicht nur plausibel, sondern unwiderstehlich zu machen.

Vielleicht, so schreibt de Botton, sind es die großen Religionen der Welt, die am stärksten bedachten, welche Rolle unsere Umgebung für die Identitätsbildung spielt, weshalb sie – auch wenn sie nur selten Orte hervorbrachten, an denen wir schlafen können – größtes Verständnis dafür bewiesen, dass wir ein Zuhause brauchen. Der wahre Grundsatz aller religiösen Architektur wurzelt in der Vorstellung, dass der Ort, an dem wir uns aufhalten, entscheidend unser Glaubensvermögen prägt:

„Wie sehr wir auf intellektueller Ebene auch von unserem Engagement für einen bestimmten Glauben überzeugt sein mögen, bleiben wir ihm nach Ansicht der Verfechter religiöser Architektur verlässlich doch nur ergeben, solange unsere Absichten durch Gebäude immer wieder bestätigt werden. Angesichts der Gefahr, von unseren Leidenschaften, aber auch vom Handel und Wandel der Gesellschaft korrumpiert zu werden, brauchen wir Orte, deren äußere Werte unsere inneren Bestrebungen beleben und kräftigen, denn abhängig von dem, was Wände oder Decken zeigen, können wir Gott näher oder ferner sein.“ (de Botton, 108)

4. Die Entdeckung heiliger Orte

Nun sind ja Kathedralen doch eher katholische Orte. Das heißt: Kathedralen als heilige Orte sind es, wenn dieses „heilig“ nicht in Anführungszeichen gesetzt wird.

Doch auch für Protestantinnen und Protestanten kann das Gebäude *der* Zugang zur Kirche werden⁸. Die Kirchengebäude sind im übertragenen Sinn ‚Kirchenschätze‘, deren sinnliches ‚Kapital‘ es zu erhalten gilt.

Wenn der Kommerz durch die Schaffung von Konsumkathedralen zelebriert wird, wird es umso wichtiger werden, den Zusammenhang von Architektur und Glauben immer wieder zu entdecken und zu stärken. Natürlich in den Kir-

⁷ De Botton 2007, 111.

⁸ Siehe dazu *Wolfgang Lück*: Die Zukunft der Kirche. Evangelische Gemeinden im 21. Jahrhundert, Darmstadt 2006, 53–77, 53.

chen selbst, deren Erhalt vielleicht immer mehr durch Stiftungen o.ä. Drittmittel gewährleistet werden muss.

Wer immer etwas mit der Kirche zu tun hat, bekommt es vermittelt über besonders gestaltete Gebäude; wohin der Lebenslauf der Einzelnen auch immer führt, sie werden einem Gebäude begegnen, das die kirchliche Präsenz an diesem Ort darstellt⁹.

– Kirche in der Stadt

Die großen Innenstadtkirchen sind meist zu Citykirchen geworden. Schon ihre Monumentalität und ihre architektonische Gestaltung machten deutlich, dass sie nie als bloße Gemeindegkirchen gedacht waren, sondern die Religion bzw. das Christentum in der Stadt darstellen und repräsentieren sollten. „Diese Kirchengebäude sollten den Beitrag der Religion für die Gesellschaft und die Kultur zur Darstellung bringen“¹⁰. Zu unterscheiden ist hier zwischen einem öffentlichen Tempel bzw. einer öffentlichen Kathedrale und einer privaten Kapelle:

„Die ‚Kapelle‘ ist gemeindeorientiert mit einer Tendenz zum Privaten. Ihre Größe entspricht dem tatsächlichen Bedarf der örtlich vorhandenen Gemeinde als überschaubare und begrenzte Gruppe, deren Handeln und deren Gottesdienste die Form bestimmen. Zu ihnen gehören die Hauskirchen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, die Pfarrkirche und besonders auch der größte Teil des Kirchenbaus in protestantischer Tradition. ...

Der ‚Tempel‘ ist öffentlichkeitsorientiert. Als ‚Dom‘, ‚Münster‘ oder – seit der Gotik – als ‚Kathedrale‘ ist er im christlichen Kulturraum ausgeprägt worden.“¹¹

Ein Initiator der Citykirchenbewegung, Wolfgang Grünberg, führt diesen Gedanken weiter: „Die Citykirchen als Stadtkirchen gehören nicht den Kirchenmitgliedern, sondern den Bürgern der gesamten Stadt“¹². Die großen Kirchengebäude können „das Herz“ des Innenstadtkerns bilden, und sie gehören (zu) allen, unabhängig von Kirchenzugehörigkeit, sozialer Schicht, Nationalität, Religion.

Ein Gedanke, der in dem Bestseller-Historienroman „Die Kathedrale des Meeres“ von Idelfonso Falcones (Frankfurt/Main 2007) – grundlegend für das Mittelalter – entfaltet wird. Hier geht es um den Bau der Kathedrale Santa María del Mar, jener Kirche, gebaut vom Volk für das Volk, in einer sagenhaften Bauzeit von 55 Jahren und unter Beteiligung aller. Sie wird Symbol für die Möglichkeit der Freiheit, der Freiheit von der Willkür des Klerus wie des Adels.

⁹ Jan Hermelink: Praktische Theologie der Kirchenmitgliedschaft. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Gestaltung kirchlicher Beteiligung, Göttingen 2000, 343.

¹⁰ Lück, 2006, 56.

¹¹ Martin Neddens: Gefährdeter Genius loci der Stadt im ökologischen Horizont, in: Martin Neddens / Waldemar Wucher, Die Wiederkehr des Genius loci, Wiesbaden/Berlin 1987, 20–61, 24.

¹² Wolfgang Grünberg: Die Gastlichkeit des Gotteshauses. Perspektiven der City-Kirchenarbeit, in: Wolfgang Grünberg / Ralf Meister-Karanikas (Hg.): City-Kirchen. Bilanz und Perspektiven, Hamburg 1995, 162–175, 168.

Diese Kirche gehört nicht der Institution, sondern denen, die ihre Gottesdienste in einem Gebäude feiern wollen, das sie Stein für Stein miterbaut haben und das den Geist Gottes und den Gedanken der Gleichheit aller atmet.

– Kirchengebäude als „Mitverkündigende“

Kirche ist immer mehr als die Summe ihrer Inventare und Funktionen, und ihre Räume gehören allen. Ihre rechte Nutzung und Wahrnehmung geschieht dort, wo man alle Menschen und die ganze Gesellschaft im Blick hat. Die Menschen sollen die Gebäude für ihre eigene Frömmigkeitspraxis als „heilige Räume“ nutzen können: „Die Gebäude selbst sind in ihrem Zeugnis so etwas wie Mitverkündigende. Sie sollen erschlossen werden nicht nur durch die christliche Tradition, sondern auch durch ‚Grenzgängerei‘ hin zur Musik, bildenden Künsten und Literatur“¹³.

Der Platz der Kirche ist in der Gesellschaft. Ihr Raum soll zur Agora werden und nicht als Rückzugsmöglichkeit aus der Gesellschaft dienen. Deshalb ist die grundsätzliche Öffnung der Kirchengebäude notwendig. Aus dieser Öffnung erwächst eine wichtige Gestaltungsaufgabe für die Gemeindepädagogik. Bei mehreren Kirchen an einem Ort könnte über eine unterschiedliche Profilierung nachgedacht werden.

Wir leben in einer Epoche des Raumes, dessen Bestimmung ebenso klein- wie großräumig vorgenommen werden kann: Der Naturdokumentarfilm „Unsere Erde“ (Alastair Fothergill/Mark Linfield, D/GB 2008) zeigt die Erde als begrenzten und bedrohten Lebensraum, auf den wir angewiesen sind. Hier stoßen wir auf Naturdenkmäler; auf Felsen- und Eisformationen, die uns durchaus Kathedralenassoziationen vermitteln. Die Schöpfung erscheint hier in aller Grausamkeit und Schönheit als etwas „Heiliges“, wie es sich auch in den „zweiten Schöpfungen“ zuweilen spiegelt.

Das menschliche Dasein ist räumlich verfasst, und wo dieses nicht in den Blick kommt, kann sein „In der Welt-Sein“ nicht wirklich begriffen werden. Gebäude und Orte sind Sinnträger, und Orte mit Symbolcharakter wie Kirchen, Rathäuser, Wochenmärkte sind hier besonders wichtig. Dies müssen heutige Städteplaner berücksichtigen, von denen einer, der Architekt Sieverts, sagt: „Von den alten drei mönchischen Regeln, der Ortsgebundenheit, der Keuschheit und der Armut, haben uns die Keuschheit und die Armut immer irgendwie eingeleuchtet. Vielleicht ist es so, dass gerade die *stabilitas loci*, die Treue einem Ort gegenüber, wieder zu einer Tugend wird, die an Bedeutung gewinnt“¹⁴.

Parochialgemeinden kennen ja die Treue ihrer Gemeindekirche gegenüber; die für diesen Zusammenhang erarbeiteten gemeindepädagogischen Konzepte sind auf die großen Citykirchen, die Kathedralen kaum übertragbar. Letztere haben weniger beheimatende als vielmehr darstellende Funktion: Die Darstellung dessen, wie sich die Gesellschaft ihre Existenz zwischen Himmel und Erde vorstellt oder besser: vorstellte.

¹³ Lück, 2006, 60.

¹⁴ Thomas Sieverts: Die Wiederentdeckung des Ortes, in: Dirk Ansoerge u. a. (Hg.), Raumerfahrungen, Münster u. a. 1999, 36–53, 52f.

– Heilige Stätten?

Sakrale Räume kann es im Christentum eigentlich nicht geben. Der Raum ist kein Medium der Heilsvermittlung. Doch wenn die Grundlage des Protestantismus das Wort Gottes ist, so muss auch ein Vers wie Genesis 28, 17 Beachtung finden, in dem es heißt:

„Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“

So spricht Jakob nach dem Traum von der Himmelsleiter. Die Errichtung eines Steinmals an dieser Stelle ist eine liturgische Handlung, und der Stein wird als Altar zu einer Art Fundament einer rudimentären Kirche. Das Gotteserlebnis macht den Ort zu einer heiligen Stätte, ihm folgen die liturgischen Handlungen. Nicht letztere also machen die Stätte heilig. Übertragen auf das Geschehen in kirchlichen Räumen würde dies heißen: Göttliche Räume sind sie nicht durch die Gemeinde, sondern durch Gott¹⁵.

Kirchen sind Häuser Gottes, Gotteshäuser. Sie sind sichtbare Zeichen dafür, dass Gott unter den Menschen Wohnung nimmt: So gewinnt der Inkarnationsgedanke hier Gestalt¹⁶.

Diese Christusspuren verleihen den Kirchen eine bestimmte Aura. Kirchenräume sind Statthalter des Außeralltäglichen und des kollektiven Gedächtnisses. Sie können immer wieder zu einem Kraftort werden, der nicht zum Zuhause, aber zu einem notwendigen fremden Gegenüber werden kann. Diese Differenz-erfahrung unterscheidet diesen Ort von den weltlichen Kathedralen.

Was in den weltlichen Kathedralen gefeiert wird, ist anthropologisch unhintergebar: Unterwegs-Sein, Körperwahrnehmung, Unterhaltung; für diese Erfahrungen wird der Mensch hier geöffnet. In den kirchlichen Kathedralen erhalten diese Öffnungen eine Richtung, sie werden in einen anthropologischen Gesamtzusammenhang gestellt, der transzendiert wird.

¹⁵ Ralf Meister: Gottes Raum, in: Friedemann Green u. a. (Hg.), Um der Hoffnung willen. Praktische Theologie mit Leidenschaft, Hamburg 2000, 90–95, 94f.

¹⁶ Vgl. Wolfgang Huber: Kirche in der Zeitenwende: Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1998, 286.